Geschichtsvergessener Ästhetizismus.

Kritik an Martin Mosebachs Betrachtungen zur Liturgiereform.



Rittersaal der Burg Rothenfels 30er Jahre

Eine Liturgiereform wie die, die das 2. Vatikanum in Gang gesetzt hat, erheischt Zustimmung wie Kritik. Zustimmung dort, wo die theologischen und spirituellen Ideale, die die Kirchenversammlung formuliert hat, aufgegriffen worden sind und die liturgische Symbolik geprägt hat; Nachfrage dort, wo sich Fehleinschätzungen und Missbräuche in den Gottesdienst eingeschlichen haben. Zu letzterer zählen Einwände, der heutigen Liturgie mangele es an Ästhetik und den Verantwortlichen fehle häufig die notwendige ästhetische Bildung, das Gespür für das Heilige, das im Gottesdienst begegnet, sei mancherorts verloren gegangen, das Mysterium des Glaubens solle deutlicher den Gottesdienst prägen. Wie immer man diese Fragen beantwortet und für wie berechtigt man sie im Einzelnen hält: Sie sind ein Indikator für ein spirituelles Verlangen, das manche in der heutigen Praxis der Liturgie nicht gestillt sehen. Hier lohnen die Auseinandersetzung und das Gespräch, denn es geht um den Kern des Gottesdienstes. Das Buch von Martin Mosebach gehört leider zu jener Literatur, die sich letztlich einem solchen Dialog verweigert. Ein Vorwurf durchzieht das Buch, der die Lektüre in weiten Teilen schwer erträglich macht. So heißt es einmal bei Mosebach: „Das ist ja gerade die schlimme Lektion der letzten fünfundzwanzig Jahre: wir haben gesehen, daß der, der die altvertrauten, die durch zahllosen Gebrauch geheiligten Gebetsformen stört, damit den Weg zu Gott abschneidet." (40) Die Liturgische Bewegung des frühen 20. Jahrhunderts hat den Versuch unternommen, die Verkrustungen v.a. des 19. Jahrhunderts aufzubrechen, die Liturgie, ihre Symbole und Handlungen neu zu entdekken und so zum Sprechen zu bringen, dass ein Leben mit und aus ihnen in neuer Weise möglich werden sollte. Die Menschenwirklichkeit in Gestalt und Handlung der Liturgie den Menschen neu nahe zu bringen, nennt Guardini 1922/23 in seinem kleinen Buch „Von heiligen Zeichen" (Mainz 1992, 10) als Ziel. Ihm und vielen anderen ging es darum, „am Leib die Seele; am irdischen Vorgang das Geistlich-Verborgene" (ebd. 11) wahrnehmen zu können. Von diesem Ringen um eine Erneuerung aus der Liturgie wie auch der Liturgie selbst, das im frühen 20. Jahrhundert zu beobachten ist, scheint Mosebach ebenso wenig zu wissen wie von der Tatsache, dass auf allen Ebenen der Kirche diese Erneuerung angestrebt und ihr zugearbeitet worden ist. Wie töricht ist da der Vorwurf, „Wissenschaftler am Schreibtisch" hätten die Reformen betrieben (66). Die Lektüre lässt keinen anderen Schluss zu, als dass Mosebach wenig von der Geschichte der jüngsten Liturgiereform, ja der Liturgiegeschichte insgesamt weiß. Das Buch enthält, wo es um die Geschichte geht, zahlreiche Fehler, auf denen eine kühne These nach der anderen aufgebaut wird. So trägt Mosebach immer wieder die Behauptung vor, dass Liturgie sich ändere, „ohne daß irgendeiner davon etwas merkt, und ohne daß Willkür im Spiel zu sein braucht" (28). Wie dann die vielen veritablen und planmäßigen Liturgiereformen der Geschichte, in den Ortskirchen, den Orden, aber auch nach dem Tridentinum, zu erklären sind, bleibt nach Mosebachs Geschichtsschreibung leider ungeklärt. Es ist ein gravierender Mangel des Buches, dass dem Verfasser ▶

der Sinn für die Geschichte der Liturgie und Faktenwissen abgehen. An seine Stelle treten, wie im Falle der Kreuzzeichen, die der Priester nach altem Ritus über die Hostie zeichnete, Spekulationen (111).

Hinzu kommt ein bedenklicher Ästhetizismus. Beschrieben wird etwa die Vorbereitung des Kelches für die Messfeier: „Hermann legte ein zu einem Streifen gefaltetes Tuch in den Kelch, so daß die beiden Enden über den Rand hingen, und bedeckte den Kelch dann mit dem goldenen Teller. Aus einer Holzdose nahm er eine große weiße Oblate, der Bruchstellen eingeprägt waren. Die kam auf den Teller. Den Teller bedeckte eine quadratische Tafel in einem bestickten Leinenüberzug. Und nun suchte er aus einer tiefen Schublade mit roten, grünen und violetten Seidentüchern ein schwarzes, und dies schwarze steife Seidentuch verhüllte den Kelch und seinen Aufbau vollständig. Eine quadratische Seidentasche, in der ein steifgestärktes Leinentuch lag, bildete das Dach des Kelchs. Er war jetzt zu einem schwarzen Seidenzelt geworden. In steifen Falten stand das Tuch um den Kelch herum.“ (147) Wohlgemerkt: Nicht um Ästhetik der Liturgie, um Glaubensästhetik, geht es, denn hierüber könnte das Gespräch mit dem Schriftsteller anregend und hilfreich sein. Hier und an anderen Stellen erscheint das Schöne als Selbstzweck, die Form wird zur Äußerlichkeit, geht auf Kosten des Gehalts. Genau das ist es, was die jüngste Liturgiereform aber abgelehnt hat und überwinden wollte.

Schließlich muss sich ein Kritiker der Liturgiereform wie Mosebach, der den Anspruch vertritt, den wahren katholischen Ritus gegen seine vermeintlichen Verbiegungen durch die Liturgiereform verteidigen zu wollen, fragen lassen, ob die Maßstäbe stimmen, mit denen eine immerhin von einem Konzil in Gang gesetzte Reform in solcher Form in Frage gestellt wird. Sätze wie die folgenden lassen daran zweifeln: „Studentenrevolten in Deutschland, Frankreich, in den Vereinigten Staaten; der Beginn der chinesischen Kulturrevolution mit Millionen Toten, mit ihrer Bilderstürmerei, der Verwüstung von Tempeln und Kunstschätzen - und das Jahr der Liturgiereform.“ (74) Mosebach treibt das auf die Spitze, wenn er anfügt: „Diese Ereignisse gehören zusammen, auch wenn sie nicht zusammenzugehören scheinen. Die künftige Geschichtsschreibung wird nicht anders können, als hier einen tiefen Zusammenhang zu erblicken.“ (74)

ein bedenklicher Ästhetizismus

In seiner Fundamentalkritik an der jüngsten Reform vergisst Mosebach nicht nur jedes Maß, ihm unterlaufen auch peinliche Fehlurteile. So liest man: „Offenbar sind nur profane Philologen imstande, diese Gebetsformulierungen [des alten Missale; BK] ... unter literarisch-künstlerischen Gesichtspunkten zu würdigen“ (112). Es folgt ein Ausschnitt aus einem Artikel aus Kindlers Literaturlexikon, den kein anderer als der Liturgiewissenschaftler Burkhard Neunheuser OSB und damit ein Vertreter der von Mosebach immer wieder diffamierten Theologenzunft geschrieben hat. Schlägt man im Kindler nach, sieht man, dass Mosebach recht selektiv zitiert. Dass der Laacher Benediktiner wenige Zeilen später festhält, die Liturgische Bewegung habe „ihren höchsten Ausdruck im Reformwerk des Zweiten Vatikanischen Konzils“ gefunden und „ihre entscheidenden Impulse gerade aus dem Missale Romanum“ geschöpft, wird bei Mosebach übergangen (Kindlers Literaturlexikon. Bd. 5. Zürich 1986, 6356). Vielleicht liegt es am Schlusssatz des „profanen Philologen“, den man auch gerne zitiert gesehen hätte: „Das Buch dürfte in seiner bisherigen Gestalt kaum fortleben, doch kann es wesentliche Kräfte an das neue Meßbuch einer Universalkirche weitergeben.“ (6357) Mosebachs Buch ist ärgerlich, umso mehr, als das Gespräch mit Schriftstellern und anderen Künstlern über Sprache und Symbolik der Liturgie notwendig wäre und fruchtbar sein könnte. Es ist ja nicht so, als ob es in der Liturgie der Kirche keine Defizite gäbe. Doch für einen solchen Dialog bedarf es einer Achtung des Gegenübers, die man bei Mosebach leider vermisst.

■ Benedikt Kranemann